

72. Jahrgang – Heft 1

Januar/Februar 2020

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



**Erfundener oder
erlebter Gott?**

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

**Erfundener oder
erlebter Gott?**

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

ERFUNDENER ODER ERLEBTER GOTT?

Inhalt

Wort des Schriftleiters	1
Kurt Bangert: Die Erfindung Gottes? Eine Reise zu den Quellen des Monotheismus	2
Jürgen Linnewedel: Gottesbilder und Gotteserfahrungen. Im Spannungsfeld zwischen altem und neuem Weltbild	19
Buchbesprechungen	22
Leser-Echo	25
Termine	28
Das Ewige	28 / III

Zweimonatsschrift

des Bundes für Freies Christentum e. V.
www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672,
Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Schriftleitung

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Dr. Jürgen Linnewedel
Wilhelm-Raabe-Straße 27
30826 Garbsen-Meyenfeld

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Wort des Schriftleiters

Erfundener oder erlebter Gott?

Der in Mannheim geborene Schweizer Alttestamentler Thomas Römer ist Professor für Bibelwissenschaften am renommierten „Collège de France“ in Paris und seit 2019 auch dessen Leiter. In seinem neuesten Buch, das den provokanten Titel *Die Erfindung Gottes* trägt, zeichnet er die Entwicklung alttestamentlicher Gottesbilder nach. Seine Publikation ist ein gutes Beispiel dafür, wie wichtig es ist, die Bibel historisch-kritisch zu lesen, auch wenn die Ergebnisse solcher Forschungen nicht immer eindeutig und unzweifelhaft sein können. Die überlieferungskritischen Erkenntnisse Römers liefern wertvolle Hinweise für die Entstehung des Gottesglaubens. Es ist kein Zufall, dass viele Theologen gerade durch das intensive und möglichst vorurteilsfreie Studium der biblischen Texte zu einem liberalen Christentum vorgedrungen sind. Ich habe mich entschlossen, Römers wichtige Erkenntnisse in einem umfangreichen Artikel darzustellen. Die Gottesfrage kann jedenfalls nicht behandelt werden, ohne dass wir die historische Entwicklung der Gottesbilder innerhalb der Bibel nachvollzogen haben. Theologie ist eben zugleich eine exegetische und auch historische Aufgabe.

Nun ist es aber auch wahr, dass die Gottesfrage nicht nur durch historisch-kritische Untersuchungen und durch Fragestellungen der Vernunft geklärt werden kann; vielmehr werden wir dazu das ganze Erleben des Menschen – also auch seine Erfahrungen mit dem Numinosen, dem Heiligen, dem Göttlichen – berücksichtigen müssen. Daran erinnert uns Dr. Jürgen Linnewedel in seinem Artikel über „Gottesbilder und Gotteserfahrungen im Spannungsfeld zwischen altem und neuem Weltbild“.

Der in Heft 6/2019 abgedruckte Essay von Dr. Wolfgang Pfüller über Kapitalismus und Sozialismus hat – wie nicht anders zu erwarten war – heftige Reaktionen ausgelöst, sowohl zustimmende wie auch ablehnende. Die Unterschiedlichkeit der Reaktionen zeigt, dass hier weiterer Diskussions- und Klärungsbedarf besteht, und fast wäre man geneigt, dazu eine eigene Tagung anzuberaumen. Die Fragen und Probleme, die Pfüller aufwarf, betreffen uns alle; und die Lösung der Probleme wird nicht nur eine Sache der Politik sein, sondern auch eine Aufgabenstellung der Sozialethik. □

Kurt Bangert

Die Erfindung Gottes?

Eine Reise zu den Quellen des Monotheismus // Kurt Bangert

Der Glaube an den einen und einzigen Gott, wie ihn die drei abrahamitischen Religionen anbeten, ist nicht von heute auf morgen entstanden, sondern hat sich im Laufe einer längeren religionsgeschichtlichen Entwicklung erst allmählich herauskristallisiert. Das ist das Ergebnis einer sorgfältigen Analyse biblischer Texte durch den Alttestamentler *Thomas Römer*.

Der am renommierten *Collège de France* lehrende deutschschweizerische Alttestamentler Thomas Römer hat in seinem kürzlich auf Deutsch erschienenen Buch *Die Erfindung Gottes. Eine Reise zu den Quellen des Monotheismus* eine wichtige Studie vorgelegt, in der er anhand biblischer und außerbiblischer Quellen aufzeigt, wie sich aus einem allseits verbreiteten Polytheismus zunächst der Glaube an nur einen Gott unter vielen und schließlich der Glaube an den einzigen Gott entwickelte, vor dem alle anderen Götter zu bloßen Götzen degradiert wurden. Römer hat die bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschienene deutsche Fassung seines ursprünglich auf Französisch verfassten Buches noch einmal gründlich überarbeitet und zeichnet darin die Entwicklung der monotheistischen Gottesidee über den Zeitraum von einem Jahrtausend hinweg nach. Er gibt sich darin auf die Spuren eines

Wetter- und Kriegsgottes, der nach dem Triumph über seine Rivalen schließlich zum einzigen, universellen und transzendenten Gott wurde.

Römer zeichnet nicht nur die Entwicklung des alttestamentlichen Gottesbildes nach, er zeigt auch auf, wie die sich verändernden Gottesvorstellungen durch die geschichtlichen Ereignisse und Umwälzungen beeinflusst wurden. Dabei führt er die Leser auch in die quellengeschichtlichen Feinheiten der neueren alttestamentlichen Wissenschaft ein. Eine historisch-kritische Betrachtungsweise wird vorausgesetzt.

Die Tatsache, dass im Pentateuch immer wieder davor gewarnt wird, sich anderen Göttern zuzuwenden, beweist seiner Meinung nach, dass es diese anderen Götter sehr wohl gab und dass deren Existenz keineswegs geleugnet wurde. Die Adressaten dieser Warnung waren die Hebräer, die zunächst noch nicht dazu angehalten wurden, an einen einzigen Gott zu

glauben, sondern denen nur verboten wurde, einen anderen als ihren eigenen Stammesgott anzubeten. Mochten die anderen Stämme anderen Göttern anhängen, Israel sollte nur seinem Gott Jahweh treu bleiben.

Der Name, mit dem Gott vor der Zeit Moses angerufen wurde, dürfte El gewesen sein, der auch in dem Namen *Isra-el* vorkommt. Israel war der neue Name, den Gott dem Stammesvater Jakob gegeben haben soll (Gen 32,29), nachdem dieser mit Gott gerungen hatte. In der Nähe von Sichem errichtete Jakob alias Israel seinem Gott einen Altar und nannte ihn „El, den Gott Israels“. Der Gottesname El erscheint in unterschiedlichen Verbindungen, etwa als El Eljon, El Roi, El Olam oder El Schaddai. Häufig erscheint die Gottesbezeichnung als Plural, der aber wie ein Singular verwendet wurde.

Nach Psalm 82 steht Elohim inmitten der Götterversammlung, vor der er Gericht hält. „Ihr seid Götter, Söhne des Höchsten seid ihr alle!“, hören wir ihn sagen (Vers 6). Man darf darüber rätseln, wer der Gott ist, der der Götterversammlung vorsteht. Im Nachhinein hat man ihn wohl als Jahweh gedeutet, aber ursprünglich war es nicht so. Offenbar ist Jahweh, der zunächst nur einer der Götter war, zum Hauptgott (und später zum einzigen Gott) aufgestiegen, etwa so, wie in Mesopotamien der Gott Marduk vom Schutzgott Babylons zum wichtigsten Gott des babylonischen Pantheons aufsteigt (S. 143).

In Psalm 89 ist dieser Aufstieg Jahwehs bereits vollzogen. „Denn wer in den Wolken ist mit Jahweh zu vergleichen? Wer ist Jahweh gleich unter den Göttersöhnen?“ (Vers 7). Hier wird Jahweh besonders hervorgehoben, aber er ist – immer noch – einer von den Göttersöhnen.

Ursprung des Jahweh-Glaubens

Thomas Römer geht auf die vielfältigen Schreibweisen des Namens Jahweh ein und behandelt neben diesem auch noch andere Gottesnamen. Er stellt Überlegungen darüber an, wie es dazu kam, den Namen nicht auszusprechen, und welche Bedeutung man ihm zuschreiben könne. Vieles deutet darauf hin, dass Jahweh ursprünglich sowohl ein Gewittergott als auch ein Kriegsgott, vielleicht sogar ein Steppengott war.

Über die Bedeutung des Namens *Jahweh* (Römer schreibt unvokalisiert stets *Jhwh*) ist viel spekuliert worden. Basierend auf der Offenbarung am brennenden Dornbusch („Ich bin, der ich bin“) ist Jahweh mit der Wurzel *h-j-h* in Verbindung gebracht worden, die „sein“ oder „da sein“ bedeutet. Also wäre Jahweh der „Seiende“ oder, wenn man Ex 3,14 zugrunde legt, der „Ich bin der, als der ich mich erweisen werde“. Römer weist aber auch auf die Möglichkeit hin, den Gottesnamen mit der semitischen Wurzel *h-w-j* zu verknüpfen, die so viel bedeutet wie begehren, fallen oder „wehen“. „Jhwh wäre also der, der weht, der den Wind

bringt, ein Gewittergott, der auch kriegerische Züge haben kann.“ (S. 48)

Bevor sich Jahweh in Midian – am brennenden Dornbusch – dem Mose erstmals mit seinem Namen zu erkennen gab, war er (namentlich) offenbar noch nicht bekannt. Andererseits gibt es deutliche Indizien dafür, dass der Gott Jahweh aus der Gegend um Midian stammen könnte. Moses wird in der Bibel ja nicht nur eng mit Ägypten, sondern auch mit der Region Midian verknüpft. Nach seiner Flucht lebte er in Midian, heiratete dort die Tochter Jitros, des Priesters von Midian. „Ein Vergleich zwischen Ex 18,5 und Ex 3,1 legt nahe, dass der Gottesberg sich auf midianitischem Gebiet befindet und dass Jitro Mose dort in Empfang nimmt. Es ist wichtig festzuhalten, dass Jitro den Namen Jhwhs kennt, obwohl nirgendwo erwähnt wird, dass Mose ihm diesen mitgeteilt hat.“ (S. 79) Und weil Jitro diesem Gott auch opferte (Ex 18,12), scheint er ein Priester Jahwehs gewesen zu sein. Eine Herkunft aus der Wüstengegend Midian/Seir/Paran scheint somit wahrscheinlich.

Die Offenbarung des Gottes Jahweh ist nach dem Buch Exodus aber auch eng mit dem Gottesberg verwoben (vgl. Ex 19). Im Zusammenhang mit der Gottesoffenbarung am Sinai (oder Horeb) ist übrigens nicht von *Israel*, sondern immer nur vom *Volk* (hebr. *‘am*) die Rede. So ergibt sich auch die Wendung „Volk Jahwehs“. Eine genaue Lokalisierung des Gottesberges Sinai bleibt für Römer ein

Rätsel. (Der Tübinger Alttestamentler Hartmut Gese hatte den Gottesberg nicht auf der Sinai-Halbinsel, sondern in Nordwestarabien vermutet. K.B.¹)

Der Einzug Jahwehs in Jerusalem

Jahweh scheint erst am Übergang vom 2. zum 1. Jahrtausend v.Chr. zum Gott Israels geworden zu sein (S. 100). Bis dahin lassen sich noch zahlreiche andere Gottesnamen belegen, die ebenfalls Eingang in den biblischen Text gefunden haben. Was den Gott Jahweh angeht, so gab es offenbar eine Reihe von Orten, an denen er angebetet wurde, so etwa an dem Ort Schilo, das wohl ein Heiligtum beherbergte, das Jahweh geweiht war, „in dem vielleicht sogar eine Statue Jhwhs stand“ (S. 101). Der Prophet Samuel soll in diesem Heiligtum geweiht worden sein (1Sam 3). Vom jungen Samuel heißt es, dass er „diente vor dem Herrn“ (1Sam 2,18), was Römer für einen Hinweis auf eine Statue hält. „Wird ein Gott bedient, so ist damit seine Statue gemeint ... Die Aufgabe von Samuel wäre also der ‚Unterhalt‘ der Statue Jhwhs im Heiligtum von Schilo gewesen.“ (S. 139)

Später wurde Jahweh zum Gott Sauls, Davids und Salomos. Saul hatte einen Sohn namens Jonathan („Jahweh hat gegeben“), allerdings auch einen

1 Vgl. dazu: Kurt Bangert, *Der Berg Gottes*, in ders.: *Und sie dreht sich doch. 50 Antworten auf die Frage, wie alles begann*, Theiss (Wissenschaftl. Buchges.): Darmstadt 2015, S. 137-146.

Sohn mit Namen Ischbaal („Mann des Baal“), sodass man darüber spekulieren kann, ob hier zwei Götter repräsentiert sind oder ob Jahweh und Baal ursprünglich identisch waren.

Jahweh ist eng mit der Bundeslade verbunden worden. Sie wird zuweilen als „Lade Jahwehs“ bezeichnet. Und niemand sollte es wagen, in sie hineinzuschauen (1Sam 6,19 f.). Gab es darin eine Jahweh-Statue? Nach Ex 25,10 maß die Lade ungefähr 112 x 67 x 67 cm. Nach 1Kön 8,9 befanden sich darin nur die zwei steinernen Tafeln, die Mose am Berg Horeb hineingelegt hatte. Aber Römer spekuliert darüber, ob nicht zuvor eine Statue oder gar deren zwei darin zu finden waren – die des männlichen Jahweh und der weiblichen Aschera.

Nach dem zweiten Samuelbuch hat David die Lade Jahwehs nach Jerusalem bringen lassen (2Sam 6). David, der König in Jerusalem sein wollte, musste demonstrieren, dass er den Zugang zu dem Gott des Volkes hatte; denn der Gehorsam des Volkes zum König war oft gleichbedeutend mit dem Gehorsam gegenüber dem Gott des Volkes. Zunächst wurde die Lade in einem Zelt untergebracht, bis Salomo für sie ein Gebäude, einen Tempel errichtete. Allerdings sind die Geschichten um Salomo und den Bau des Tempels das Traditionszeugnis der deuteronomistischen Redaktoren (S. 111 f.). Weder dürfte es, nach Römer, ein salomonisches Großreich gegeben haben, noch dürfte der Tempel ein kompletter Neubau gewesen sein

(S. 110-113). Eher sei daran zu denken, dass er auf einem bereits bestehenden Heiligtum aufgebaut wurde.

Einige Texte bringen den salomonischen Tempel mit der Sonne in Verbindung, weshalb Römer zu dem Schluss kommt, „dass das Jerusalemer Heiligtum zunächst das einer Sonnengottheit war, der man Jhwh zur Seite gestellt hat“ (S. 117). „Die Vorstellung von einer gemeinsamen Verehrung eines Sonnen- und eines Gewittergottes wird auch durch die Ikonographie gestützt“, sodass man sagen kann, dass Jahweh, „als er in Jerusalem einzieht und seinen Platz im Tempel findet, dort nicht sofort die Hauptgottheit ist“ (S. 118). Auch einige Psalmen bringen Jahweh mit der Sonne in Verbindung, so Psalm 84: „Sonne und Schild ist Jahweh Elohim, Gnade und Ehre gibt Jahweh ...“ (Vers 12).

Meinerseits sei angemerkt, dass Salomo für seine vielen Frauen und Nebenfrauen zahlreiche Altäre für deren Götter und Göttinnen errichtet haben soll, darunter die Astarte, die „Göttin der Sidonier“ (vgl. 1Kön 11,1-8). Aus der Sicht des (nachexilischen) deuteronomistischen Geschichtswerks wurde diese Vielgötterei Salomos später verurteilt, aber man wird wohl davon ausgehen müssen, dass sie z.Zt. Salomos nichts Ungewöhnliches und Anstößiges war.

Offenbar gab es in Palästina zwei Königreiche: das Nordreich Israel und das Südreich Juda. In beiden Reichen wurde Jahweh verehrt. Aus der Sicht des Südreiches wurde die Verehrung

Jahwehs im Nordreich als idolatrisch angesehen, da der wahre Jahweh nur in Jerusalem anwesend sein konnte (S. 119 f.). Jedenfalls lesen wir von Jahweh in Jerusalem, in Hebron und in Bethel (S. 120 f.). Von Jerobeam erfahren wir, dass er zwei Heiligtümer im Bereich des Nordreichs errichtete, eines in Bethel, das andere in Dan. In beiden Fällen handelte es sich um Rinderstandbilder (1Kön 12,26-33). Beide galten als jene Götter, die Israel aus Ägyptenland herausgeführt hatten (Vers 28). Handelte es sich um zwei Götter? Oder wurde jeweils in Bethel und Dan derselbe Gott Jahweh verehrt? Es ist festzuhalten, „dass Jhwh zweifellos in Israel, in Bethel, in Samaria und später wahrscheinlich auch in Dan wie Baal in Ugarit in Form eines Stieres verehrt wurde. Man verband diesen Gott mit der Überlieferung vom Auszug aus Ägypten, was zunächst eine Tradition des Nordreichs gewesen zu sein scheint“ (S. 125). Im 8. Jahrhundert scheint Bethel das bedeutendste Heiligtum Israels gewesen zu sein. „Doch muss es auch einen Tempel in Samaria gegeben haben.“ (ebd.) Allerdings soll es, wenn wir die sog. Mescha-Stele hinzuziehen, auch ein Jahweh-Heiligtum in Nebo gegeben haben und darüber hinaus noch viele andere Kultorte in Israel, und zwar nicht nur für den Gott Jahweh. Andere Götter waren offenbar Schaddai und Baal.

Dass Jahweh als Gewittergott verehrt und angebetet wurde, geht anschaulich aus Psalm 104 hervor:

„Du baust deine Gemächer über den Wassern. Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und kommst daher auf den Fittichen des Windes, der du machst Winde zu deinen Boten und Feuerflammen zu deinen Dienern [...]. Du lässtest Brunnen quellen in den Tälern, dass sie zwischen den Bergen dahinfließen, dass alle Tiere des Feldes trinken und die Wildesel ihren Durst löschen. Darüber sitzen die Vögel des Himmels und singen in den Zweigen. Du tränkst die Berge von oben her, du machst das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässtest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, dass du Brot aus der Erde hervorbringst.“ (Ps 104,3-14)

Aber nicht nur mit dem Regen und dem Gewitter wird Jahweh in Verbindung gebracht, sondern auch mit dem Sonnenaufgang. „So gewiss wie die schöne Morgenröte bricht er [Jahweh] hervor und kommt über uns wie der Regen, wie Spätregen, der das Land feuchtet“ (Hos 6,3). „So entsteht eine Vorstellung von Jhwh, in denen die Züge eines Gewittergottes mit den Attributen eines Sonnengottes verbunden werden.“ (S. 137)

Der Jahweh-Kult in Juda

Eine Verehrung Jahwehs in Stiergestalt ist für das Königreich Juda offenbar nicht belegt. Doch wurde er im Südreich an verschiedenen Orten

angebetet, nicht nur in Jerusalem. Es ist in der Bibel verschiedentlich von „Kulthöhen“ (*bāmōt*) die Rede (vgl. 1Kön 11,7 und 14,23; auch 2Kön 12,4). Dennoch drängte vieles zu einer Konzentration des Jahweh-Kultes auf Jerusalem, wo Jahweh auch bald den Sonnengott verdrängte. In Verbindung mit den Kulthöhen sprechen die biblischen Texte gerne von Stelen und „heiligen Pfählen“ (*mazzebot wa ascherim*; S. 159), die oft mit Jahweh in Verbindung gebracht worden sein dürften, weshalb später ein Verbot aufkommt, Statuen und Mazzeben aufzustellen. „Du sollst keine Mazzeben aufrichten, die Jahweh, dein Gott, hasst.“ (Dtn 16,22) „Ihr sollt euch keine Götzen machen, und ein Götterbild und eine Mazzebe sollt ihr euch nicht aufrichten, und keinen Stein mit Bildwerk sollt ihr in eurem Land hinstellen, um euch davor anbetend niederzuwerfen; denn ich bin Jahweh, euer Gott.“ (Lev 26,1) Allerdings gibt es auch Texte, die gegenüber Stelen toleranter waren als gegenüber Statuen. Das ist dann verständlich, wenn man Stelen und Mazzeben eher als „Gedenksteine“ denn als „Jahweh-Statuen“ verstanden hat.

Dass wir in den biblischen Texten keine expliziten Hinweise auf Jahweh-Statuen im Königreich Juda vorfinden, erklärt sich für Thomas Römer dadurch, dass die nachexilischen jüdischen Redaktoren, die dem strengen Monotheismus angehörten, solche Hinweise womöglich unterschlagen haben könnten. „Sie woll-

ten insinuieren, dass es im jüdischen ‚rechtmäßigen‘ Jhwh-Kult zu keiner Zeit Repräsentationen dieses Gottes gegeben hat. Doch sieht man genauer hin, so gibt es durchaus einige Hinweise, die es naheliegender erscheinen lassen, dass das Verbot von Jhwh-Bildern eine Neuerung war und dass es sehr wohl eine Jhwh-Statue im Tempel von Jerusalem und an anderen Orten gegeben hat.“ Der erste Hinweis dafür ist das Verbot selbst. „Warum sollte man etwas verbieten, das niemals praktiziert worden ist?“ (S. 162) Das Verbot, sich von Jahweh ein Standbild (hebr. *pesel*) zu machen, macht nur Sinn, wenn es in Juda solche Standbilder gegeben hat. Und Römer meint, dass die Redaktionsgeschichte des Dekalogs dafür sehr aufschlussreich sei:

Ursprünglich hat man den Dekalog für einen der ältesten Texte der hebräischen Bibel angesehen. Neuere Untersuchungen legen jedoch nahe, „dass die zehn Gebote in ihrer jetzigen Form eher eine Zusammenfassung der verschiedenen Gesetzes-sammlungen des Pentateuchs darstellen“ (ebd.). Sie sollen das Werk von Redaktoren aus persischer Zeit gewesen sein, welche die verschiedenen israelitischen und jüdischen Rechtstraditionen miteinander in Einklang bringen „und die theologischen Grundlagen des im Entstehen begriffenen Judentums festlegen wollten“ (ebd.). Aufgrund einer literarkritischen Analyse kommt Römer zu der Vermutung, dass die Aufforderung

von Ex 20,4 („Du sollst dir kein *Pesel* machen“) ein erster Zusatz zu Ex 20,3 („Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“) sei und dass Vers 5 („...oder etwas, das die Form [*temunah*] von etwas am Himmel dort oben oder auf der Erde hier unten oder in den Wassern unter der Erde hat“) ein zweiter Zusatz sei. In Dtn 4 verbietet Moses dem Volk, sich von Jahweh eine Form (*temunah*) zu machen mit der Begründung, dass das Volk am Gottesberg Horeb keine *temunah* von Jahweh zu Gesicht bekommen hätte. Moses mahnt das Volk in Vers 16, sie sollten sich nicht dadurch versündigen, dass „ihr euch eine Statuen-Form von irgendeiner Gestalt, sei sie männlich oder weiblich (*pesel temunath kol samel tabnit zakar o neqebah*), macht“. Das Verbot, Standbilder herzustellen, wird also damit begründet, dass das Volk am Horeb keine Gestalt Jahwehs gesehen hatte. Dazu Römer: „Logischerweise kann es sich [bei dem Verbot] nur um eine Jhwh-Statue handeln.“ (S. 164)

Tempelzerstörung und Wegführung

Im weiteren Verlauf von Dtn 4 entwickeln die Deuteronomisten die These, nach der die Errichtung von Jahweh-Statuen einer der Gründe für die Wegführung der Juden nach Babylon war:

„Wenn ihr [...] euch ein Götterbild [*pesel temunath*] macht in der Gestalt irgendeines Lebewe-

sens und tut, was böse ist in den Augen Jahwehs, eures Gottes, ihn zu reizen, so rufe ich heute den Himmel und die Erde als Zeugen gegen euch auf, dass ihr mit Sicherheit schnell weggerafft werdet aus dem Land, in das ihr über den Jordan zieht, um es in Besitz zu nehmen. Ihr werdet eure Tage darin nicht verlängern, sondern völlig vernichtet werden. Und Jahweh wird euch unter die Völker zerstreuen, und ihr werdet übrig bleiben, ein geringes Häuflein unter den Nationen, wohin Jahweh euch führen wird. Dort werdet ihr Göttern dienen, dem Werk von Menschenhänden, aus Holz und Stein, die nicht sehen und nicht hören, nicht essen und nicht riechen können. Dann werdet ihr von dort aus Jahweh, euren Gott, suchen.“ (Dtn 4,25-29)

Weil davon auszugehen ist, dass diese Texte im 5. Buch Mose in der nachexilischen Zeit verfasst wurden, sie also eine Art Rückprojektion in die Zeit Moses und zugleich eine Vorprojektion in die nachexilische Zeit darstellen, ist jedenfalls davon auszugehen, dass Jahweh-Statuen den vor-exilischen Juden nicht fremd gewesen sein dürften. „Dieser Passus aus der persischen Zeit stellt ein gewichtiges Argument für die Existenz einer Statue Jhwhs dar.“ (S. 165)

Bestätigt wird diese These durch die Vision Jesajas, von der wir im 6. Kapitel des Jesajabuches lesen. Dort sieht Jesaja „den Herrn auf einem sehr

hohen Thron sitzen; der Saum seines Gewandes füllte den Tempel. Serafim standen über ihm ...“ (Jes 6,1 f.). Man hat verschiedentlich vermutet, Jesaja habe in seiner Vision in den Himmel geblickt, doch weist Römer auf mehrere Vokabeln hin, die belegen, dass Jesaja sich im Tempel von Jerusalem befindet. Außerdem wird die übliche Dreiteilung des Tempels vorausgesetzt (Allerheiligstes, Hauptsaal, Eingangsbereich etc.). Und auch der Rauch (des Weihrauchtisches) und der (Brandopfer-) Altar sprechen für den irdischen Tempel, in dem sich offenbar eine große Jahweh-Statue befand.

Neben der Jesaja-Vision gibt es noch andere Indizien, die von einer Jahweh-Statue im Tempel ausgehen – etwa die Vision eines Micha genannten Propheten in 1Kön 22 (nicht zu verwechseln mit dem Autor des Buches Micha) oder diejenige des Amos in Amos 9. Auch der Prophet Ezechiel sieht (nach Ez 1) einen erhabenen, aufwändigen Thron, der von Hybridwesen gehalten wird, und er sieht schemenhaft die Gestalt Jahwehs hoch oben auf einem Thron, „dem Aussehen eines Menschen gleich“ (Vers 26). „Das war das Aussehen, das war die Ähnlichkeit der Herrlichkeit Jahwehs.“ (Vers 28) „Es muss sich um einen tragbaren Thron handeln, da das Ezechielbuch berichtet, Jhwh habe nach der Einnahme Jerusalems die Stadt verlassen und die Exilierten nach Babylon begleitet.“ (S. 169)

Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass Sacharja im 4. Kapitel des

gleichnamigen Buches ebenfalls eine Vision vom (nun nachexilischen) Tempel hat, wo er einen siebenarmigen Leuchter sieht, der von zwei Ölbäumen (Säulen) umrahmt ist. Sacharja fragt, was diese bedeuten. „Diese sieben [Lichter] sind die Augen Jahwehs“ (Vers 10), und die zwei Ölbäume sind Söhne des Öls (= die Gesalbten?), „die bei dem Herrn der ganzen Erde stehen“ (Vers 13). Daraus könne man schließen, „dass der Leuchter im wiederaufgebauten Tempel in der Tat die Jhwh-Statue ersetzt hat“ (S. 170).

Zwar erwähnt kein biblischer Text die Zerstörung bzw. den Abtransport einer Jahweh-Statue, doch ist das nach Römer kein Beweis dagegen, weil die nachexilischen Redaktoren ihre eigenen religiösen Vorstellungen auf die Anfangszeit projizierten und die Geschichte Israels und Judas diesen Vorstellungen entsprechend konstruierten (S. 173). Weil es eine Statue *nach dem Exil* nicht mehr gab und nicht mehr geben durfte, durfte es sie auch nicht in der *vorexilischen Zeit* geben.

Gleichwohl musste ein Ersatz gefunden werden. Statt von der „Bundeslade Jahwehs“ sollte nur noch vom „Thron Jahwehs“ oder von der „Herrlichkeit Jahwehs“ die Rede sein. Thomas Römer zitiert dazu Jer 3,16 f.: „Man wird nicht mehr sagen: ‚Bundeslade Jhwhs‘. Sie wird nicht mehr in den Sinn kommen, man wird sich ihrer nicht mehr erinnern, man wird sich nicht mehr um sie kümmern;

sie wird nicht wiederhergestellt werden. In jener Zeit wird man Jerusalem ‚Thron Jhwhs‘ nennen ...“ Statt der Bundeslade (oder der Statue) hat man als Ersatz vielleicht zunächst nur einen Leuchter aufgestellt; doch letztendlich wurde es dann die Torarolle, welche die Bundeslade ersetzen würde. Durch die Tora wurde das „Wort“ des unsichtbaren Gottes sichtbar gemacht. Mit der Tora wird das Judentum „endgültig zu einer mobilen Diaspora-Religion. Jhwh braucht keinen Tempel mehr; aber er wahrt eine besondere Beziehung zu seinem Volk, das nach den Vorschriften der Tora lebt.“ (S. 260)

Jahweh und seine Aschera

Der *eine* Gott kann schlechterdings keine Partnerin haben. Er ist ein zölibatärer Gott. Die vielen Erwähnungen einer Himmelsgöttin oder der Göttin Aschera in der Bibel dürften darum von späteren Autoren nicht-jahwistischen Kulturen zugeschrieben worden sein. „Genau dieser Sichtweise versuchen die biblischen Redaktoren in der Tat alles unterzuordnen. Für den Historiker stellt sich die Situation jedoch anders dar.“ (S. 177) Die weibliche Aschera ist im Nahen Osten weit verbreitet. In einigen Inschriften wird sie Jahweh zugeordnet, etwa in Formulierungen wie: „Ich segne euch durch Jahweh von Samaria und seine Aschera.“ Insofern „erlauben die Inschriften keinen Zweifel an der Existenz einer mit

Jhwh verbundenen Aschera“ (S. 182). Auch auf einigen Abbildungen glaubt Römer Jahweh und seine Aschera erkennen zu können. Es könnte sein, dass es sich bei Aschera nicht um eine spezifische Göttin handelt, sondern um die Göttin im Allgemeinen. In der Bibel erscheint Aschera rund 40-mal, auch im Zusammenhang mit dem Altar und dem Haus Jahwehs (vgl. Dtn 16,21; 1Kön 15,13; 16,33; 2Kön 13,6; 21,3 u. 7; 23,6-7).

„Die weibliche Aschera ist im Nahen Osten weit verbreitet. In einigen Inschriften wird sie Jahweh zugeordnet ... Von Manasse lesen wir, dass er eine Aschera-Statue anfertigte und sie im Tempel aufstellte.“

Im 1. Königsbuch wird davon berichtet, dass Asa, König über Juda, das Ascherabild, das seine Mutter errichtet hatte, zerschlug und verbrannte (1Kön 15,13). Von Manasse, König von Juda, lesen wir, dass er nicht nur Höhenheiligtümer und Baal-Altäre, die König Hiskia zerstört hatte, wieder aufbaute, sondern auch eine Aschera-Statue anfertigte und sie im Tempel aufstellte (2Kön 21,3 u. 7). „Auch wenn die biblischen Redaktoren diejenigen Könige kritisieren, die eine Verehrung Ascheras unterstützt haben sollen, besteht kaum ein Zweifel daran, dass dieser Kult bis zum Ende des 7. Jh. in Juda eine bedeutende Rolle spielte. Aschera war Jhwh zugeordnet, im Tempel von Jerusalem vielleicht in Form

einer Statue, die neben der seinen stand.“ (S. 186)

Im Buch Jeremia werden den nach Ägypten entflohenen Juden Vorhaltungen gemacht, weil sie anderen Göttern gedient hätten. Das sei der Grund dafür, warum Jahwehs Zorn gegen sie entbrannt sei und er die Städte Judas und die Gassen Jerusalems zerstört habe (Jer 44,3-6). Darauf antworteten diese ägyptischen Juden: „Wir wollen der Himmelskönigin opfern und ihr Trankopfer darbringen, wie wir und unsere Väter, unsere Könige und Oberen getan haben in den Städten Judas und auf den Gassen Jerusalems. Da hatten wir auch Brot genug und es ging uns gut, und wir sahen kein Unglück. Seit der Zeit aber, da wir es unterlassen haben, der Himmelskönigin zu opfern und Trankopfer darzubringen, haben wir an allem Mangel gelitten und sind durch Schwert und Hunger umgekommen.“ (Jer 44,17 f.) Diese „Himmelskönigin“ könnte identisch mit Aschera gewesen sein. Thomas Römer glaubt, dass es zwei unterschiedliche Darstellungen der Göttin Aschera gab: eine anthropomorphe Statue im Tempel von Jerusalem einerseits und in der Form eines stilisierten Baumes (heiligen Pfahls) auf den Höhenheiligtümern (*bamot*) andererseits. Solche stilisierten „Bäume“ sind offenbar gut belegt. „Aschera konnte auf beide Arten dargestellt werden, genau wie Jhwh durch eine Mazzebe und eine Statue repräsentiert werden konnte.“ (S. 188)

Der Fall des Nordreichs und der Aufstieg Judas

Nachdem die Assyrer das Nordreich Israel besiegt hatten (722 v.Chr.), siedelten die Assyrer Menschen aus Mesopotamien in den Städten Samarias an. Zunächst wussten die Umgesiedelten nicht, wie sie den Gott dieses neuen Landes verehren sollten (2Kön 17,26). Einer der weggeführten Priester wurde darum zurückgeschickt, um den Immigranten beizubringen, Jahweh anzubeten. Doch die Leute beteten zugleich noch ihre traditionellen Götter an, denen sie in ihrer Heimat gehuldigt hatten (Vers 29). „So fürchteten sie Jahweh, dienten aber auch den Göttern nach dem Brauch der Völker, aus denen man sie weggeführt hatte.“ (Vers 33)

Mit der Zerschlagung des Nordreichs und der Wegführung des Volkes Israel nach Assyrien, erhob das Südreich Juda nicht nur den Anspruch, das wahre Volk Jahwehs zu sein, sondern reklamierte fortan auch den Namen „Israel“ für sich, um dadurch seinen Anspruch auf das Erbe des Nordreichs zu erheben. Es dürfte daraufhin Migrationsbewegungen vom Norden in den Süden gegeben haben, und Tatsache ist jedenfalls, dass Jerusalem in der Folge rasch anwuchs. Ein Symbol für das nun bedeutsamer gewordene Jerusalem war König Hiskia, der sich in der späteren Erinnerung des jüdischen Volkes einer großen Wertschätzung erfreute. „Er tat, was recht war in den Augen

Jahwehs, ganz wie David, sein Vorfahr, es getan hatte. Er entfernte die Höhen und zerbrach die Steinmale und hieb die Aschera um und zerschlug die eherne Schlange, die Mose gemacht hatte. Denn bis zu dieser Zeit hatten ihr die Israeliten geräuchert, und man nannte sie Nehuschtan. Er vertraute Jahweh, dem Gott Israels, sodass unter allen Königen von Juda seinesgleichen nach ihm nicht war noch vor ihm gewesen ist.“ (2Kön 18,3-5) Hiskia wurden viele Verbesserungen an der Stadt Jerusalem zugeschrieben, auch wenn aus heutiger Sicht vermutet wird, dass diese eher seinem Sohn und Nachfolger Manasse zuzuordnen sind, der aber in der Erinnerung Judas abgewertet wird, weil er, wie oben schon erwähnt, die Höhenheiligtümer und das Ascherabild wieder aufrichtete. Hiskia wird schon deshalb verehrt, weil in seiner Zeit die Eroberung Jerusalems durch die Assyrer abgewendet werden konnte. Der Abbruch der assyrischen Belagerung Jerusalems wurde als Erweis dafür angesehen, dass Jahweh mächtiger war als die Götter Assyriens. Dennoch blieb diese Belagerung nicht ohne Folgen. Sie bewirkte eine noch stärkere Fokussierung auf Jerusalem, hat doch „das Eingreifen der Assyrer in Juda tatsächlich zu einer Art Zentralisierung von Kultus und Verwaltung in Jerusalem geführt, das als einzige Stadt im Königreich Juda nicht von den Assyrern erobert worden war. Die Verschonung Jerusalems hat zur ‚Theologie des Rests‘ geführt“, so Römer (S. 204).

Die Reformen des Königs Josia

König Josia (auch Joschija), der von 639 bis 609 v.Chr. regierte, wird in der Bibel positiv dargestellt. Er „tat, was Jahweh wohlgefiel“ (2Kön 22,2). Er soll den Tempel ausgebessert haben (Vers 5), und er erlebte den Untergang Assyriens und den Aufstieg Babylons. Zu seiner Zeit fand der Hohepriester Hilkia ein Gesetzesbuch im Tempel (Vers 8), das von der Forschung als (eine Vorstufe des Buchs) Deuteronomium angesehen wird und das der Hohepriester angeblich dem König vorlas. Josia ließ die Prophetin Hulda befragen, die ihm ankündigte, dass Jahweh Unheil über den Tempel und die Bewohner Jerusalems bringen würde, dass er aber ihn, den König Josia, verschonen und ihn vorher zu den Ahnen sammeln werde (Verse 16-20). Daraufhin ließ der König Josia eine umfassende Reform durchführen:

„Und der König gebot dem Hohepriester Hilkija und den zweitobersten Priestern und den Hütern der Schwelle, dass sie aus dem Tempel Jahwehs hinaustun sollten alle Geräte, die dem Baal und der Aschera und allem Heer des Himmels gemacht waren. Und er ließ sie verbrennen draußen vor Jerusalem im Tal Kidron und ihre Asche nach Bethel bringen. Und er setzte die Götzenpriester ab, die die Könige von Juda eingesetzt hatten, um auf den Höhen zu opfern in

den Städten Judas und um Jerusalem her; auch die dem Baal geräuchert hatten, der Sonne und dem Mond und den Planeten und allem Heer am Himmel. Und er brachte die Aschera aus dem Hause Jahwehs hinaus vor Jerusalem an den Bach Kidron und verbrannte sie am Bach Kidron, zermahlte sie zu Staub und warf ihren Staub auf die Gräber des einfachen Volks. [...] Und er entfernte auch alle Heiligtümer auf den Höhen in den Städten Samariens, die die Könige von Israel gemacht hatten, um Jahweh zu erzürnen, und tat mit ihnen, ganz wie er in Bethel getan hatte. Und er schlachtete alle Priester der Höhen, die dort waren, auf den Altären und verbrannte Menschengelbeine darauf und kam nach Jerusalem zurück. Und der König gebot dem Volk und sprach: Haltet Jahweh, eurem Gott, Passa, wie es geschrieben steht in diesem Buch des Bundes! [...] Seinesgleichen war vor ihm kein König gewesen, der so von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften sich zu Jahweh bekehrte, ganz nach dem Gesetz des Mose, und nach ihm kam seinesgleichen nicht auf.“ (2Kön 22,4-6. 19-21. 25)

Trotz seiner Reform ließ es Jahweh geschehen, dass Josia von Necho getötet wurde, dem König von Ägypten, der gegen den König von Assyrien

heraufzog, um sich diesem entgegenzustellen (Vers 29). Thomas Römer sieht in der Schilderung einen „Gründungsmythos“ des jüdischen Staates und datiert den Bericht in die Zeit nach 587, da er offensichtlich von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels weiß. Er verweist darauf, dass die Auffindung eines Buches ein in der Antike verbreiteter Topos sei und dass die erste Fassung des Berichts eine solche Auffindung noch nicht enthielt. Somit wäre die Auffindungsgeschichte ein späterer Einschub, „der auf einen Redaktor aus persischer Zeit zurückgeht, welcher im Kontext des entstehenden Judentums zeigen wollte, wie das Buch (der Pentateuch) an die Stelle des traditionellen Kultus tritt“ (S. 211). Der Einschub diene wohl auch dazu, der Schriftrolle des Pentateuchs den prominenten Platz zu verleihen, den er später haben würde, nachdem man für Statuen, Steinmale und Gesetzestafeln einen geeigneten Ersatz finden musste.

Die Frage ist freilich, inwieweit diese „Reformen Josias“ als historisch gelten oder ebenfalls als eine Rückprojektion zu werten sind, die den Sinn hatten, den Zustand, den die exilierten Juden erst nach ihrer Wegführung schufen, in die vorexilische Zeit zurückzuprojizieren. „Es gibt kaum archäologische Befunde, die als Beweise für die Historizität der joschijanischen Reform dienen können.“ (S. 213) Dennoch finden sich Hinweise darauf, dass es zur Zeit Josias gewisse Reformen und Veränderungen gege-

ben hat. Dazu gehört sicherlich der Anspruch Judas auf das Erbe Israels (das ja untergegangen war). Dazu gehört gewiss auch die Zentralisierung des Kultus in Jerusalem. Und dazu könnte auch der Versuch gehört haben, den Stammesgott Jahweh zum Hauptgott zu erheben. Jahweh zum Hauptgott erheben zu haben, bedeutete freilich noch nicht, ihn zum einzigen Gott zu machen. Dieser Schritt kam erst später.

In dem „Buch“, das man nach 2Kön 22 im Tempel fand und das man als das Deuteronomium vermutet, steht der Satz: „Höre, Israel, Jahweh ist unser Gott, Jahweh ist einer. Und du sollst Jahweh, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ (Dtn 6,4 f.) Dieser hebräische Satz kann verschieden übersetzt werden. Eine Version wäre die obige. Eine andere wäre: „Jahweh, unser Gott, Jahweh ist einzig.“ Oder: „Jahweh, unser Gott, Jahweh allein.“ Thomas Römer ist der Meinung, dass damit noch nicht die Einzigkeit Jahwehs im Sinne eines alleinigen monotheistischen Gottes gemeint sein muss, sondern – weniger exklusiv – die Einzigkeit eines auf Jerusalem beschränkten Kultus, in dem ausschließlich Jahweh angebetet werden sollte. Römer glaubt, dass diese Verse mit der josiatischen Reform im Zusammenhang stehen. „Die Bekräftigung der Einheit Jhwhs muss zunächst als Bekräftigung der Einheit des jahwistischen Kults verstanden werden. [...] Jerusalem wird zum einzigen jahwistischen Hei-

ligtum, in dem Jhwh exklusiv verehrt werden soll.“ (S. 221)

Was die Datierung des Deuteronomium-Buches angeht, so hat man sich schon seit Langem davon verabschiedet, es Moses zuzuschreiben. Vielmehr hat man seinen Ursprung in die Zeit des babylonischen Exils oder sogar in die persische Zeit gelegt. Aufgrund von sehr ähnlichen Formulierungen, die man in assyrischen Vassallenverträgen fand und die sich auf den assyrischen König als dem einen und einzigen König beziehen, sind manche Forscher zu der Einsicht gekommen – und Thomas Römer teilt diese Vermutung –, das Deuteronomium könne in einer ihm zugrunde liegenden Urfassung auf König Josia zurückzuführen sein, der damit dem Anspruch des alleinherrschenden assyrischen Königs die Alleinherrschaft des Gottes Jahweh gegenüberstellen wollte. Damit hätte das Deuteronomium durch sein Bekenntnis zu Jahweh als dem einzigen Gott (den es nur in Jerusalem und sonst nirgends gebe) eine subversive Haltung eingenommen, die sich vom assyrischen König als dem einzigen Herrscher abgrenzt (S. 222). „Dem einzigen Gott, dem man sich als gesamte Person hingeben muss, entspricht die Wahl eines einzigen Heiligtums in dem einzigen Stamm sowie die Ablehnung der Gesamtheit aller anderen heiligen Orte und damit auch (wenn auch nicht explizit geäußert) der Gesamtheit aller anderen Stämme (das heißt, des Nordreichs).“ (S. 225)

Vom einen Gott zum einzigen Gott

597 v.Chr. wird Jerusalem von dem babylonischen König Nebukadnezar belagert. Durch die Unterwerfung des Königs Jojachin, der sich zum Vasallen Babylons machen lässt, wird die Zerstörung zunächst noch einmal abgewendet. Es kommt jedoch zu einer ersten Deportationswelle. Die Babylonier machen Zidkija zum neuen König Judas. Doch Zidkija beteiligt sich später an einer Revolte, sodass es 587 v.Chr. zur Zerstörung Jerusalems und des Tempels sowie zu einer zweiten Deportationswelle kommt. Die Bevölkerung Jerusalems soll durch Deportation, Flucht und Todesfälle von rd. 100.000 auf nur noch 40.000 Einwohner zurückgegangen sein (S. 229). Von den Wegführungen sind die Eliten stärker betroffen als die arme Landbevölkerung. Es musste den Weggeführten so erscheinen, als habe Jahweh sein eigenes Volk im Stich gelassen. Die entführten Eliten befinden sich in einer Krise, und Krisen waren schon immer Anlass für eine Neuorientierung und Neudeutung. Eine wichtige Neudeutung ist die Umschreibung von Geschichte.

„In diesem Geschichtsbild ist Jahweh derjenige, der nicht nur die Babylonier für seine Ziele benutzt hatte, sondern der auch stärker als deren Götter war ... Jahweh ist der göttliche Weltherrscher, dem nicht nur Könige und Kaiser zu dienen haben, sondern dem auch deren Götter gehorchen müssen.“

Die deuteronomistische Schule versucht, „das Exil durch die Konstruktion einer Geschichte von Jhwh und seinem Volk zu erklären, die von den Anfängen unter Mose bis zur Zerstörung Jerusalems und der Deportation der Aristokratie führt. In der Hebräischen Bibel sind dies die Bücher, die vom Deuteronomium bis zum zweiten Königsbuch reichen.“ (S. 234)² Dazu entwarfen die Deuteronomisten eine neue Geschichte, bei der es darum ging, alle negativen Ereignisse als unausweichliche Folgen des Ungehorsams des Volkes und seiner Führer gegenüber dem Willen Jahwehs erscheinen zu lassen (ebd.). Es wurde dem Eindruck widersprochen, Marduk und die anderen babylonischen Götter seien mächtiger gewesen als Jahweh. Vielmehr wird die Heilsgeschichte nun so dargestellt, dass Jahweh selbst es war, der Juda dafür bestrafte, andere Götter angebetet zu haben. Jahweh war derjenige, der die babylonischen Truppen nach Juda schickte. „So stellt das ‚deuteronomistische Geschichtswerk‘ den ersten Versuch dar, eine vollständige Geschichte Israels und Judas von ihren Ursprüngen bis zu ihrem Ende zu schreiben.“ (S. 235). In diesem Geschichtsbild ist Jahweh derjenige, der nicht nur die Babylonier für seine Ziele benutzt hatte, sondern der auch stärker als deren Götter war. Auf

² Vgl. dazu auch Römers Buch, *The So-called Deuteronomistic History. A Sociological, Historical and Literary Introduction*, T&T Clark-Continuum: London/New York 2005.

diese Weise ist Jahweh nicht nur der eine Gott Judas, sondern der einzige Gott überhaupt, „der über alle Völker herrscht, aber zu Israel ... eine spezielle Beziehung“ unterhält (S. 238). „Dies ist eine bemerkenswerte Art und Weise, die alte Vorstellung von Jhwh als National- oder Schutzgott zu bewahren und ihn dabei gleichzeitig als einzig wahren Gott zu rühmen.“ (S. 238 f.) Jahweh ist der göttliche Weltherrscher, dem nicht nur Könige und Kaiser zu dienen haben, sondern dem auch deren Götter gehorchen müssen.

Der volle Monotheismus

Der am weitesten entwickelte Monotheismus in der Hebräischen Bibel befindet sich bei Deutero-Jesaja (Jes 40-55). Hier ist Jahweh nicht mehr derjenige Gott, der mächtiger als alle anderen Götter ist, vielmehr wird er zum einzigen und alleinigen Gott. „Ich bin Jahweh, und sonst keiner mehr, kein Gott ist außer mir. Ich habe dich gerüstet, obgleich du mich nicht kanntest, damit man erfahre vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, dass keiner ist außer mir. Ich bin Jahweh, und sonst keiner mehr.“ (Jes 45,5 f.) Alle anderen Götter sind nur Chimären und „Brennholz“ (Jes 44,15). Auch als der persische König Kyros die Rückkehr der exilierten Juden erlaubte, geschah dies – aus Sicht des Deutero-Jesaja – gemäß dem ausdrücklichen Willen Jahwehs (Jes 44,8-45,3).

Mit der Idee des einzigen Gottes entstanden nach Thomas Römer allerdings zwei Probleme, die der Deutero-Jesaja aber auch gleich mit zu lösen versucht: zum einen ist es die „weibliche“ Funktion des Göttlichen, und zum anderen die Frage nach dem Ursprung des Bösen.

Ein strenger Monotheismus darf keine Göttin neben dem einen Gott dulden. Deutero-Jesaja löst das Problem des Wegfalls einer weiblichen Gottheit dadurch, dass er dem sonst männlichen Jahweh auch weibliche Attribute zuschreibt. So etwa in Jes 49,15: „Würde eine Frau ihren Säugling vergessen? Vergessen, das Kind in ihrem Leib zu lieben? Selbst wenn diese es vergessen würde, werde ich dich nicht vergessen!“ Oder: „Ich schwieg wohl eine lange Zeit, war still und hielt an mich. Nun aber will ich schreien wie eine Gebärende, ich will keuchen und nach Luft schnappen.“ (Jes 42,14) Es gibt noch weitere ähnliche Texte. Eine andere Weise, das Weibliche in den einen Gott zu integrieren, könnte das Konzept der Weisheit (*chokmah*) gewesen sein, das allerdings erst später aufkam. Die weibliche *Chokmah* spricht in Sprüche 8 in personalisierter Form so, als wäre sie schon vor dem Beginn der Schöpfung bei Jahweh zugegen gewesen.

Schwieriger erscheint die Integration des Bösen in den einzigen Gott Jahweh. Konnte man das Böse bislang den unheilbringenden Göttern oder den bösen Dämonen zur

Last legen, so ist das nun nicht mehr möglich, und Deutero-Jesaja verfolgt stattdessen eine konsequente und radikale Lösung, nach der Jahweh selbst das Böse geschaffen hat und selbst das Böse wirkt. Jahweh ist der, „der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe Unheil. Ich bin Jahweh, der dies alles tut.“ Bekanntestes Beispiel dafür, dass Gott das Böse wirkt, ist die Sintflut, mit der Gott die ganze Menschheit vernichtete. Erst in der persischen Zeit kommt dann die dualistische Idee des *Satans* auf, der als Teil des himmlischen Hofstaats als Abgefallener das Böse repräsentiert. Ein Vergleich von 2Sam 24,1 und 1Chron 21,1 zeigt, dass das Böse, das zuvor Jahweh zugeschrieben wurde, nunmehr dem Satan angelastet wird.

„Vielleicht ist die Verehrung eines Gottes dem Wechsel von einer Nomadengesellschaft zu einer Hochkultur zu verdanken, in der es mit dem König an der Spitze eine eindeutige Hierarchie gab, die man auch auf die Götterwelt übertrug.“

Etwas anders gestaltet sich die Vorstellung der Priesterschrift, die wohl erst in der persischen Zeit entstanden ist, offenbar im Priestermilieu Baby-lons. Hier wird ein inklusiver Monotheismus entfaltet, den auch die anderen Völker gut für sich annehmen könnten. Aus deuteronomistischer Sicht war Jahweh zum alleinigen und einzigen Gott avanciert worden; dennoch bleibt Jahweh vorwiegend der Gott des jüdischen Volkes. Mit diesem

Volk unterhält er eine besondere Bundesbeziehung. Das wird aus Sicht der Priesterkaste etwas anders dargestellt. Der Schöpfergott, der von der Priesterschrift vorgestellt wird, nämlich *Elohim*, kann sowohl als Singular wie auch als Plural verstanden werden, sodass hier implizit andere Götter eingeschlossen werden. „In gewisser Weise können alle Götter Manifestationen des einzigen Gottes sein. Für das priesterliche Milieu bedeutet dies, dass alle Völker, die einem Schöpfergott huldigen, ohne es zu wissen, den Gott verehren, der sich später unter dem Namen Jhwh dem Volk Israel offenbaren wird.“ (S. 244) Nur Moses und dem Volk Israel würde sich dieser Gott als *Jahweh* offenbaren.

Der einzige und alleinige Gott Jahweh, der Schöpfer des Himmels und der Erde und Weltherrscher über alle Weltreiche, neben dem alle anderen Götter zu Götzen und Brennholz degradiert werden, bedarf weder eines (Stand-) Bildes noch eines Namens. „Da ein Eigenname dazu dient, eine Person oder eine Gottheit von der anderen zu unterscheiden, braucht der einzige Gott einen solchen nicht mehr; im Gegenteil, dieser würde nur an das polytheistische Erbe erinnern.“ (S. 261) So ist es zu erklären, dass der Name *Jahweh* auch nicht mehr in den Mund genommen wird, sondern durch „Herr“ oder „der Name“ ersetzt wird. *Jahweh* wird zum Unaus-sprechlichen. Diese Universalisierung vollzieht sich vor allem in der griechischen Übersetzung der Hebräischen

Bibel, der Septuaginta (auch: LXX), in der statt des Gottesnamens nur noch *theos* oder *kyrios* („Herr“) zu finden ist. Als sich Pompeius im Jahr 63 v.Chr. der Stadt Jerusalem bemächtigte und den Tempel betrat, war er überrascht, diesen leer zu finden.

Schluss

Die Tatsache, dass der Gott Israels zunächst einen Namen hatte – Jahu, Jahoh oder Jahweh – deutet darauf hin, „dass man ihn anfangs nicht als den einzigen Gott betrachtete, sondern als einen Gott unter den vielen Gottheiten“ (S. 266). Dass der Gott Jahweh offenbar aus Midian/Seir/Paran nach Kanaan eingeführt wurde, zeigt sich u.a. daran, „dass es in Kanaan praktisch keinen jahwistischen Ortsnamen gibt. Andere Götter findet man dagegen sehr häufig“ (S. 267). Nach Thomas Römer dürfte es eine Verbindung zwischen Jahweh und der Errichtung der Monarchie in Israel gegeben haben. Vielleicht ist die Verehrung eines Gottes (im Angesicht einer großen Zahl anderer Götter = Monolatrie) dem Wechsel von einer Nomadengesellschaft zu einer Hochkultur zu verdanken, in der es mit dem König an der Spitze eine eindeutige Hierarchie gab, die man auch auf die Götterwelt übertrug. Nomaden beten an verschiedenen Orten zu jeweils unterschiedlichen lokalen Gottheiten. In der sesshaften Hochkultur konzentriert sich alles um einen zentralen Ort, zu dem man auch wegen des dort

verehrten Heiligtums und des darin wohnenden höchsten Gottes pilgert. Erst die Zerstörung dieses Heiligtums und des ihn schützenden Königtums sowie die gleichzeitige Wegführung und Zerstreuung seiner Einwohner in alle Lande macht es nötig und möglich, einen bildlosen, namenlosen und ortslosen Gott zu verehren, der ein universaler Schöpfer aller Menschen und Weltenherrscher über alle Könige und alle anderen Götter wird, die letztlich zu bloßen Götzen und Götzenbildern reduziert werden. Als die Samariterin am Jakobsbrunnen den Wanderprediger Jesus aus Nazareth befragte, wo man Gott anbeten solle („Unsere Väter haben auf diesem Berge [Garizim] angebetet, und ihr [Juden] sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll“; Joh 4, 20), antwortete ihr Jesus: „Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.“ (Vers 21) Dieser Satz des johanneischen Jesus dürfte zwar kein authentisches Herrenwort gewesen sein, reflektiert aber den Geist Jesu, der jedem das Recht einräumen wollte, direkt und ganz persönlich Gott anzurufen. Das Jesuswort spiegelt überdies die Theologie der christlichen Gemeinde nach der im Jahr 70 n.Chr. erfolgten Zerstörung des jüdischen Tempels wider, wodurch endgültig besiegelt wurde, dass der jüdisch-christliche Gott fortan nur noch ein universaler himmlischer Gott ohne formale irdische Wohnstatt sein würde. □

Gottesbilder und Gotteserfahrungen

Im Spannungsfeld zwischen altem und neuem Weltbild // Jürgen Linnewedel

Wie lassen sich Gotteserfahrungen, speziell auch mystische Erfahrungen, im Zusammenhang mit unserem heutigen Weltbild und angesichts der Unermesslichkeit des Universums deuten? Wo ist das „Göttliche“ oder das „Heilige“, von dem die Erfahrungen vergangener Gottsucher künden, heute noch zu finden? Und wie ist dieses Göttliche oder Heilige heute zu verstehen? Lässt sich darauf eine Antwort finden?

Drei Erkenntnisse

Unser heutiges Weltbild zeigt ein riesiges, unermessliches Universum. Wir wissen von Milliarden von Galaxien, von „Schwarzen Löchern“, „Dunkler Materie“ usw. Unser Sonnensystem und unsere Erde sind nur ein winziger Teil des großen Ganzen des Universums. Das Universum ist ein großer „materieller Zusammenhang“. Von *Zusammenhang* ist hier zu reden, weil das *Ganze* des Universums unauflöslich mit allen seinen *Teilen* zusammenhängt.

Parallel zu diesem *materiellen* Zusammenhang existiert offenbar noch so etwas wie ein umfassender *geistiger* Zusammenhang. Denn so lautet mein Argument: Nur wenn im Ganzen *Geist* vorhanden ist, kann

sich Geist auch in den Teilen des Ganzen zeigen. Nur dann kann sich Geist in dem „Teil“ *Mensch* manifestieren und sich zu staunenswerter Blüte entfalten.

Aber vielleicht ist die Unterscheidung von *Materie* und *Geist* auch nur eine künstliche, von uns menschlichen Beobachtern getroffene Unterscheidung, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Diese Vermutung wird von einigen *Quantenphysikern* in ihrer Deutung quantenphysikalischer Befunde bestätigt. In einem Interview sagte der Physik-Professor Hans Peter Dürr:

„Im Grunde gibt es Materie gar nicht, jedenfalls nicht im geläufigen Sinne. Es gibt nur ein Beziehungsgefüge, ständigen Wandel,

Lebendigkeit. ... Wir können es auch *Geist* nennen.“

„Materie und Energie treten erst sekundär in Erscheinung – gewissermaßen als geronnener, erstarrter *Geist* ...“

„Die Quantenphysik sagt uns ..., dass *die Welt ein großer geistiger Zusammenhang ist* ...“

Diese materiell-geistige Wirklichkeit, von der hier die Rede ist, stellt sich uns zugleich dar als eine Wirklichkeit mit höchster Schöpfungskraft, mit sozusagen allmächtiger Schöpfungskraft. Dafür ist kein Beleg nötig; denn es genügt ein Blick ins Universum und ein Blick auf unsere Erde mit ihren Wundern der Pflanzenwelt und der Tierwelt und mit dem besonderen Wunder Leben, eben auch dem Leben des Menschen.

Drei Aspekte, Sichtweisen, Wahrnehmungen oder Erkenntnisse lassen sich also gewinnen: der *materielle* und der *geistige Zusammenhang* sowie jene *unerschöpfliche Schöpfungskraft*.

Die allumfassende Wirklichkeit

Damit ist einiges an Klärung gewonnen. Doch ist dies nur eine begrenzte Erkenntnis. Denn unergründbar weit reicht jene große Wirklichkeit darüber hinaus, überschreitet diese allumfassende Wirklichkeit alle menschlichen Wahrnehmungen, Erkenntnisse, Theorien und Weltformeln.

Auf eben diese höchste, größte, allmächtige und allgegenwärtige Wirklichkeit trifft nun der suchen-

de religiöse Mensch, die er zumeist als „göttlich“ empfindet oder als „Gotteswirklichkeit“ begreift, sind doch *allmächtig* und *göttlich* im religiösen Empfinden und Verständnis nahezu gleichbedeutend. Zwar erfasst er diese Wirklichkeit nur in menschenmöglicher, menschlich-begrenzter Weise; dennoch spürt er seinen Zusammenhang und seine Verbundenheit mit ihr. Er erfährt sich in diese Wirklichkeit eingebettet und zu ihr gehörend. Er erlebt in ihr seine „ganze Fülle“, „Geborgenheit“, „Glückseligkeit“. Er verspürt sie als „Kraft“ und „tragenden Grund“.

Alte Bilder und Gefäße

Wenn gesagt wurde, dass der Mensch diese große Wirklichkeit nur auf menschenmögliche, menschentypische Weise erfahren kann, so gilt auch, dass er von ihr nur in Bildern sprechen kann. Der Mensch braucht Bilder, gerade auch im religiösen Bereich. Dem tragen die Religionen auch Rechnung und bieten ihm, von alters her, Bilder in großer Fülle an: seien es die vielen Götter und Göttinnen, sei es – in Kontrast dazu – der Eine Gott (Jahweh bei den Juden oder Allah bei den Muslimen), oder sei es der Dreieinige Gott bei uns Christen (Vater – Sohn – Heiliger Geist). Dabei fällt auf: Auch der „Eine Gott“ erscheint durchaus bildlich, nämlich als menschenähnlich („im Bilde Gottes schuf er ihn“). Gott wird in den heiligen Texten menschenähnlich gedacht und beschrieben, und – wo

der Glaube es nicht verbietet – auch in Bildern dargestellt.

Schaut man näher hin, so zeigt sich, dass der Mensch mit diesen Gottesbildern auch seine religiöse Erfahrung verknüpft. Diese Bilder prägen sein religiöses Erleben – je nach Religion und Kultur und Weltansicht. Sie schaffen sozusagen eine „Voreinstellung“ für die jeweilige religiöse Erfahrung. Solche „Voreinstellungen“ formen sich innerlich gleichsam zu „Gefäßen“, in denen die Menschen das aufzufangen und zu empfangen versuchen, was ihnen vom Göttlichen und Heiligen her zukommt und zufließt. Diese Gefäße sind natürlich begrenzt und irdisch (irden), wie Paulus sagt: „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.“ (2Kor 4,7)

Gleichwohl: die überkommenen Gottesvorstellungen und Gotteslehren erscheinen angesichts der Unermesslichkeiten und Unfasslichkeiten des Universums als zersprengt und unzureichend. Was bleibt? Was ist vonnöten: Brauchen wir neue Gottesbilder, neue Gefäße?

Neue Bilder und Gefäße?

Gibt es überhaupt etwas, das an die Stelle des Zersprengten, des Althergebrachten treten könnte? – Eine Gottessicht, eine Gotteslehre, die den Unermesslichkeiten und Unergründlichkeiten des Universums standzuhalten und sie einzubeziehen vermag und zugleich einen Weg für

die religiöse Suche weist? Wie können wir offen bleiben für einen Weg hin zu religiöser Erfahrung?

Mir kommt da spontan und machtvoll Meister Eckhart in den Sinn. Er lebte und lehrte um 1300.

Für ihn ist der Begriff „Das EINE“ zentral. „Das EINE“ bildet bei ihm die Leitvorstellung für seine Ausrichtung auf das letztlich unfassliche Göttlich-Ganze: für seine Hinwendung, für das Gebet und die mystische Versenkung. „Das EINE“ ist für ihn kein philosophisch-abstrakter Begriff. Vielmehr schwingt stets mit: „Was ist dies EINE? Es ist GOTT.“ So erläutert er es in seiner Predigt Nr. 28. Gilt diese Sicht auch noch für unsere Zeit? Durchaus, wie mir scheint. Denn der Begriff „Das EINE“ schafft mühelos den Sprung in die Moderne. Das EINE umfasst alles, das Größte wie das Kleinste, alles ist einbezogen und nichts ist ausgenommen – es ist eben das Universum.

Doch ist dieses EINE auch erfahrbar für religiös Suchende? Und wenn ja: Welche Erfahrung gewinnen sie? Die Antwort lautet schlicht: Die unendlich-allumfassende Wirklichkeit (mit dem Namen „Das EINE“) ist stets dieselbe Wirklichkeit, damals wie heute. Auch der Mensch ist im Wesentlichen unverändert. Und so sind auch seine Erfahrungsmöglichkeiten: Das EINE wird – damals wie heute – von suchenden Menschen als unendlich-allmächtige Wirklichkeit erlebt, als Wirklichkeit, die sie als heilig und göttlich empfinden, als große Gotteswirklichkeit.

Wem der Begriff „Das EINE“ nicht zusagt, könnte freilich ein anderes Bild wählen und „Das EINE“ ersetzen etwa durch die „Große Wirklichkeit“. Folgt man Meister Eckhart, so ist diese „Große Wirklichkeit“, für uns Christen nichts anderes als die Gotteswirklichkeit, die unendlich-allmächtige Gotteswirklichkeit.

Manche Christen wandeln allerdings lieber auf einem vertrauteren Weg und bleiben gerne bei den überkommenen Bildern und heiligen Namen. Sie sprechen vielleicht lieber vom „Reich Gottes“ oder vom „Himmelreich“. Auch diese Bilder lassen sich als unendlich-umfassend verstehen. Sie beziehen das Universum mühelos mit ein. Auch unsere kleine Erde ist inbegriffen. Unendlich und allgegenwärtig ist dieses „Reich“ – allgegenwärtig in den Weiten der Welt und ebenso „mitten unter uns und auch inwendig in uns.“ (Vgl. Lk 17,20-21.) Da gilt: Was ich auch tue und wo ich auch bin – ich bin verbunden mit dem Reich. Im Reich lebe, wirke und bin ich. Ich bin ringsum vom Reich umgeben.“ (Vgl. Apg 17,28 u. Ps 139.) In einem Gedicht der Schweizer Ordensfrau Silja Walter finden sich die Worte:

„Auch in Anemonen und Nelken
ist das Reich und die Herrlichkeit,
Herr, für den, der es sieht, der
durch alles hindurchsieht.“

Warum sollte man dies nicht auch auf das Universum anwenden? Warum nicht auch im Universum „die Kraft und die Herrlichkeit“ sehen, die dem Reich zugesprochen wurde (Mt 6,13b)? □

Buchbesprechungen

✦ Hauptdarsteller Jesus?

Eberhard Martin Pausch, *Jesus, Hauptdarsteller Gottes? Inszenierung als Schlüssel für einen vernunftgemäßen Glauben*, Peter Lang: Berlin 2019, 141 Seiten (ISBN 978-3-631-79094-6), kt., 21,95 Euro.

Der Autor, Pfarrer und Studienleiter für Religion und Politik an der Evangelischen Akademie Frankfurt am Main, versteht sein Buch als einen „Versuch einer Entdeckung der Person Jesu aus der Perspektive eines vernunftgemäßen Glaubens bzw. einer dezidiert aufgeklärten Religiosität“ (S. 15). Dabei handelt es sich um eine Sammlung sowohl von bisher unveröffentlichten als auch von bereits veröffentlichten Aufsätzen, die in überarbeiteter, ergänzter und mit Anmerkungen versehener Form vorgelegt werden. So erschien etwa der Aufsatz „Jesus Christus, der Auferweckte: Überlegungen zum Leib Christi in semiotischer Perspektive“ im 67. Jg. von *Freies Christentum* (2016), S. 58-66.

In Anknüpfung und Kritik an Immanuel Kants Religionsschrift kann und darf sich Religion Pausch zufolge bei aller Hochschätzung des ethischen Gehalts zwar nicht in Moral erschöpfen, muss aber im Gefolge der Aufklärung mit der Vernunft im Einklang stehen (S. 36). Was nun die christliche Religion betrifft, so ist diese für Pausch „ein Phänomen, das auf zumindest drei Dimensionen beruht: Glaube, Hoffnung

und Liebe“ (S. 9; vgl. S. 39-49). Bereits Jesus habe versucht, „sein Leben ganz in diesen drei grundlegenden Dimensionen zu leben“ (S. 9).

Im Mittelpunkt der Aufsatzsammlung steht die Hypothese, die auch im Buchtitel zum Ausdruck kommt, dass Jesus – motiviert durch die Naherwartung des Reiches Gottes – in einem von ihm inszenierten endzeitlichen Drama unter göttlicher Regie „als Hauptdarsteller die Rolle des Messias oder des Sohnes Gottes“ gespielt habe (S. 69). Zusammen mit seinen Jüngern habe er eine „antike Schauspieltruppe“ gebildet, „die zunächst lange durch Galiläa zog und dann beschloss, in Jerusalem zu gastieren“ (ebd.). Begründet wird diese Hypothese damit, dass zum einen viele von Jesus erzählte Geschichten „stark an schauspielerische Inszenierungen“ erinnern würden (mit besonderem Bezug auf Jesu Heilung des Gelähmten in Mk 2,1-12, Jesu Einzug in Jerusalem in Mk 11,1-11 und Jesu Tempelreinigung in Joh 2,13-17) und zum anderen unweit von Jesu Heimatdorf Nazareth sich die Stadt Sepphoris befunden habe, „die als ihre Attraktion ein großes römisches Theater einschloss“ (S. 59). Man könne daher vermuten, dass Jesus öfters Theateraufführungen in Sepphoris besucht hätte. Beeindruckt von den erlebten Inszenierungen seien Jesus und seine Jünger dann „zu eigenen schauspielerischen Darstellungen inspiriert worden“ (ebd.).

So geistreich auch Pauschs Hypothese ist, halte ich es historisch doch für wahrscheinlicher, dass Jesus nach seiner Zeit im Schülerkreis Johannes des Täufers als endzeitlicher Prophet und Lehrer der sich nahenden

Gottesherrschaft aufgetreten ist, wobei sich die von ihm erzählten Taten schlüssig als prophetische Zeichenhandlungen erklären lassen (so richtig Pausch selbst, S. 12).

Auch wenn man Jesu Wirken nicht als Schauspiel beurteilt, vermag Pauschs mit der Vernunft im Einklang sich befindliche Deutung des Ostergeschehens durchaus zu überzeugen: „Das Zeichen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, das von ihm [sc. Jesus] ausgegangen war, hatte einen überwältigenden Einfluss auf seine Nachfolger. Sie glaubten fest daran, dass der Leib Jesu immer noch lebendig war: im Leben der Nachfolger selber, in Brot und Wein als den Elementen des Abendmahls und in der Gemeinschaft, die sie auf der Grundlage des Abendmahls pflegte.“ (S. 9; vgl. S. 89-107)

Voll und ganz zustimmen kann ich Pauschs Bekenntnis, „dass es auf der Welt nichts Faszinierendes, Schöneres, Besseres gibt als die aufgeklärte Vernunft. Mit einer, allerdings entscheidenden Ausnahme: der Liebe“ (S. 121).

Das Buch bietet im Anschluss an den Anhang „Der Fänger im Roggen – eine Weihnachtsgeschichte“ ein Literaturverzeichnis, den Erstveröffentlichungsnachweis und eine Kurzbiographie des Autors. □

Prof. Dr. Werner Zager

✦ Bücher unserer Mitglieder

Einige Mitglieder unseres *Bundes* haben jüngst einige Publikationen herausgebracht, die hier kurz vorgestellt werden sollen:

Wolfram Zoller, *Gedanken zu Fritz Genkingers Bildern*, herausgegeben vom Freundeskreis Fritz Genkinger, Marbach a.N. 2018, 45 Seiten.

Wolfram Zoller hat sich verschiedentlich mit den ungewöhnlichen Bildern von Fritz Genkinger befasst (siehe beispielsweise Heft 1/2019, S. 2 ff.), und in einem neuen Bildband sind nun einiger der Bilder Genkingers mit Zollers poetischen Texten erschienen. Der in Tübingen geborene Genkinger galt in Sportkreisen als Fußballmaler, hat sich aber als Maler mehrfach neu erfunden, weil er sich nicht nur mit fernöstlicher Religiosität, sondern auf zwei Südamerikareisen auch mit der andischen Mystik und Musik (er selbst war passionierter Jazztrompeter) befasste. Zu einigen seiner Bilder hatte Zoller Gedichte nach japanischen Versmaßen oder in freien Rhythmen geschrieben, die Genkingers Frau zu einem Band zusammenfasste, den der Freundeskreis Fritz Genkinger nun einem größeren Publikum zugänglich machen wollte. Zum Bild Eisenhans (s. Heft 1/2019) textete Zoller beispielsweise: „König des Waldmoors, / der urgrundwilden Kräfte: / Der Goldball lässt dich / erlöst vom bösen Zauber / das Licht der Freiheit ahnen.“ (kb) □

Wolfgang Sternstein, *Bibelkritik: Brauchen wir eine zweite Reformation?*, BoD: Norderstedt 2017, 196 Seiten (ISBN 978-3-7460-1873-7).

Der Autor, Wolfgang Sternstein, ein freiberuflicher Friedens- und Konfliktforscher, hat sich über viele Jahre intensiv

mit Mahatma Gandhi beschäftigt und ist zu der Erkenntnis gelangt, dass Jesus und Gandhi „Brüder im Geist“ waren. Er hatte dazu 2009 auch das Buch *Gandhi und Jesus* veröffentlicht. Nun hat er sich noch einmal intensiver mit Jesus befasst, wobei es sich für ihn als nötig erwies, möglichst genau zu sagen, welchen Jesus man betrachten wolle: den historischen Jesus oder den dogmatisch-kirchlichen Christus. Kann man die beiden überhaupt auseinanderhalten? In seinem Buch *Bibelkritik* versucht er, beide Jesusgestalten nebeneinanderzustellen. Sein Resümee: „Der Weg der Erlösung von der Sünde besteht nicht im Glauben an Jesus als den einzigen und eingeborenen Sohn Gottes, er besteht vielmehr in der Verwirklichung der Gottesliebe, der Nächsten- und Feindesliebe, im Festhalten an der Wahrheit, das heißt in der Bereitschaft, Gewalt und Leiden hinzunehmen ohne Hass oder den Wunsch auf Vergeltung, um sie auf diese Weise zu überwinden.“ (kb) □

Klaus Bohne, *Meine Wunschpredigten*, bbexpression: Rostock 2019, 185 Seiten (ISBN 978-3-7485-4556-9).

Klaus Bohne, emeritierter Professor für Bodenphysik, hat sich verschiedentlich mit theologischen Fragen befasst (s. z.B. sein Artikel über die Entmythologisierung Bultmanns in *Freies Christentum* 4/2019). Nun hat er 52 kurze Predigten für jede Woche des Jahres verfasst, die für ihn, den „religionsschwachen Predigthörer“, vor allem den Sinn haben zu verstehen, „was in der Zeit vor sich geht“. (kb) □

Leser-Echo

❖ Zum Artikel von Dr. Wolfgang Pfüller „30 Jahre nach dem Mauerfall. Warum der Kapitalismus ruinös und der Sozialismus allemal die bessere Alternative ist“ in Heft 6 (Nov.-Dez.) 2019

Volle Zustimmung

Der Artikel erfüllt sowohl analytisch als auch konzeptionell höchste Ansprüche und ist weit mehr als ein „Essay“, wie Pfüller bescheidenerweise suggeriert. Er bekennt sich klar zu den Werten, auf denen seine Analyse basiert, nämlich das „Humanum“. Ins Schwarze getroffen hat er auch mit der geistvoll-witzigen Formulierung: „Was die Menschen zu Menschen und in dem Sinne human macht, ist demnach, dass sie sich über das naturwüchsige, evolutionäre Geschiebe und Getriebe erheben können.“

Dieser Basis kann ich als – inzwischen überzeugter Anhänger des Gedankenguts des *Bundes für Freies Christentum* – voll zustimmen und damit auch der analytisch gut vorgebrachten Schwachstellenanalyse der heutigen Situation auf der Welt. Diese Analyse ist durch ein intelligentes Wechseln vom Top-Down zum Bottom-up-Ansatz sehr gut gelungen, wie die treffenden und zeitlich gut passenden Beispiele zeigen: die Handy-Nutzung und der Umgang damit ist im Wesentlichen Selbstdarstellung; ebenso – oder mehr noch – der Wunsch, ein „influencer“ zu werden: Es geht hierbei also fast ausschließlich um das Ego.

Der häufige Verweis, hier mit großen Unterschieden zu arbeiten, ist vermutlich eine aus Pfüllers eigener Erfahrung begründete Vorsichtsmaßnahme: Vermutlich werden solche – tendenziell genialen Artikel wie dieser – auf allen möglichen Ebenen „zerpflückt“ von Menschen, denen diese ganze konzeptionelle Kritik nicht in ihr Weltbild passt. □

Dr. Helmut Fritzsche
Gerhart-Hauptmann-Straße 7a
85567 Grafing

Kopfschütteln

Wenn man den Artikel von Wolfgang Pfüller das erste Mal liest, schüttelt man nur den Kopf. Wenn man ihn das zweite Mal liest, steigt die Zornesröte ins Gesicht.

Herr Pfüller spricht vom ruinösen Kapitalismus und träumt von einem besseren Sozialismus. Zunächst sollte Herrn Pfüller klar sein, dass bisher fast jedes, man ist geneigt zu sagen: *jedes* sozialistisch organisierte Gesellschaftssystem gescheitert ist. Keinem sozialistisch organisierten Gesellschaftssystem ist es jemals gelungen, ein leistungsfähiges Wirtschaftssystem aufzubauen. Keinem sozialistisch organisierten Gesellschaftssystem ist es jemals gelungen, für alle Mitbürger zufriedenstellende Lebensbedingungen zu schaffen. Keinem sozialistisch organisierten Gesellschaftssystem ist es jemals gelungen, die freie Entfaltung der Persönlichkeit zu garantieren und ohne menschenunwürdige Bespitzelung und Überwachung auszukommen. Keinem sozialistisch organisierten Gesellschaftssystem ist es jemals gelungen, den

Raubbau an den natürlichen Ressourcen zu verhindern. Eher ist das Gegenteil der Fall. (Einen Überblick über den verheerenden Zustand z.B. in der DDR gibt der folgende Bericht: <https://deutscheinheit-1990.de/ministerien/muner/verschmutzung/>) Keinem sozialistisch organisiertem Gesellschaftssystem ist es jemals gelungen zu vermeiden, dass sich die Mitglieder des Parteiapparates hemmungslos bedient haben und sich einen Lebensstil gegönnt haben, der sich deutlich vom Lebensstil der normalen Bürger unterschied.

Herr Pfüller unterlässt es klug zu fragen, woran es denn liegt, dass alle sozialistisch organisierten Gesellschaftssysteme gescheitert sind, und warum er glaubt, dass sein „besserer Sozialismus“ in der Lage ist, eine heilere Welt zu gestalten.

Man kann davon überzeugt sein, dass der tieferliegende Grund für das Scheitern aller sozialistisch organisierten Gesellschaften ein falsches Menschenbild ist. Kant hat wohl recht, wenn er sagt: „Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden.“ Daran wird auch Herr Pfüller nichts ändern können.

Es geht darum, eine erreichbare, verwirklichte Gesellschaftsordnung zu schaffen, die – ausgehend von einem realistischen Menschenbild – wirtschaftliche Leistungsfähigkeit mit humaner, menschenwürdiger Lebensgestaltung verbindet.

Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit ist unabdingbare Voraussetzung für eine humane, menschenwürdige Lebensgestaltung. Es müssen die mate-

riellen und finanziellen Voraussetzungen gegeben sein.

Nun zeigt die Erfahrung, dass das mit Abstand beste Verfahren hierzu die Berücksichtigung des persönlichen Gewinnstrebens und der damit verbundene Wettbewerb ist. Wie kläglich sind alle sozialistisch orientierten Gesellschaftssysteme gescheitert, die glaubten, auf das Eigeninteresse und den Wettbewerb verzichten zu können.

Gleichzeitig ist es Aufgabe der staatlich begründeten Gesellschaftsordnung, dafür Sorge zu tragen, dass die Erträge des persönlichen Gewinnstrebens und des Wettbewerbs allen Beteiligten in angemessener Weise zugutekommen.

Man kann davon überzeugt sein, dass eine soziale Marktwirtschaft diese Aufgabe im Vergleich zu allen anderen Gesellschaftsformen am besten verwirklicht.

Gegner einer sozialen Marktwirtschaft weisen gern auf die Unzulänglichkeiten hin. Hierzu ist zweierlei zu sagen:

1. Es wäre blauäugig zu leugnen, dass es Missbrauch und Missstände gibt. Es gibt „Heuschrecken“. Man muss aber sehen, dass die soziale Marktwirtschaft immer wieder mit Erfolg bemüht ist, durch Gesetze und Überwachungen den Missbrauch und die Missstände wenn nicht zu verhindern, so doch wenigstens einzudämmen. Dem demokratisch legitimierten Rechtsstaat obliegen die Kontrolle und gegebenenfalls die Sanktionierung.

2. Weiterhin muss zugestanden werden, dass es Gesellschaften gibt, in denen der soziale Anteil zurücktritt und das Gewinnstreben vorherrschend ist. Es ist und bleibt die Aufgabe, diesen Fehlentwicklungen entgegenzutreten.

Wenn Herr Pfüller die soziale Marktwirtschaft als ruinös bezeichnet, ihr vorwirft, das menschliche Miteinander zu gefährden, und behauptet, dass sie die menschlichen Lebensgrundlagen gefährdet, so muss man fragen, ob er wirklich ein zuverlässiges Bild unserer Gesellschaft hat oder sich von einer kommunistisch geprägten Sichtweise noch nicht befreien konnte. Die angebliche Ellbogengesellschaft, in der jeder den anderen nur als Feind sieht und in der mitmenschliches Zusammenleben nicht möglich ist, ist ein beliebtes kommunistisches Feindbild, das ganz einfach nicht stimmt. So engagieren sich in Deutschland allein 30% der Bürger in ehrenamtlicher Weise. Man könnte damit die 10% in der DDR vergleichen, die als inoffizielle Mitarbeiter der Stasi tätig waren. (Siehe hierzu: <https://www.bstu.de/mfs-lexikon/detail/inoffizieller-mitarbeiter-im/>)

Auch die Forderung von Herrn Pfüller nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel und nach der Verstaatlichung der Banken stammen aus dem marxistischen Werkzeugkasten, dessen Unbrauchbarkeit sich mehr als einmal erwiesen hat.

Man muss es nicht sehen können oder man muss es vorurteilsbehaftet nicht sehen wollen, dass die soziale Marktwirtschaft, wie wir sie zumindest in Westeuropa und insbesondere in Deutschland haben, einen bisher nie gekannten Wohlstand, eine nahezu lückenlose soziale Sicherung, eine weitreichende Möglichkeit zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit sowie Rechtssicherheit und politische Teilhabe möglich gemacht hat.

Es ist verantwortungslos, die soziale Marktwirtschaft in einer Weise zu diffamieren und zu diskreditieren, wie es Herr Pfüller in seinem Artikel „30 Jahre nach dem Mauerfall“ tut. □

*Prof. Dr. Bernd Schmidt
Juvenellstr. 45
90419 Nürnberg*

Anmerkung des Schriftleiters: Ich entspreche der Bitte des Autors, Dr. Wolfgang Pfüller, darauf hinzuweisen, dass der ursprüngliche Titel seines Beitrags „Nach wie vor 30 Jahren“ lautete und nicht „30 Jahre nach dem Mauerfall“. Diese Titel-Änderung geschah aus Aktualitätsgründen durch die Schriftleitung; der Untertitel blieb jedoch unverändert. Außerdem schrieb Pfüller mir dazu: „Mit der Änderung meiner Überschrift hast Du meine Intention leider verbogen. Mir geht es eben nicht um den ‚Mauerfall‘ (die Metapher halte ich eher für unpassend, weshalb sie auch nicht zu meinem Sprachgebrauch gehört). Mir geht es um die gesellschaftliche Umwälzung von 1989 ff., in der die unregelmäßige Grenzöffnung nur einen Teil bildet, und um die Lösung der damit verbundenen, überaus gravierenden gesellschaftlichen Probleme. Mir geht es auch nicht um eine Rückschau („30 Jahre nach dem Mauerfall“), sondern um vorwärts weisende Überlegungen (s. auch meine Fußnote 11). Schließlich geht es mir um das Nachdenken über gesellschaftliche Systeme, nicht über „politische Systeme“, wie

Du in Deinen einführenden Sätzen schreibst. Wenn man systemtheoretisch reden will, dann ist das politische nur ein Subsystem des gesellschaftlichen Systems, das im Kapitalismus m.E. eben vom Finanz- und Wirtschaftssystem dominiert wird. Dieses System aber ist im Kapitalismus marktwirtschaftlich organisiert, und diese Organisation kann sehr wohl humaner (= stärker sozial reguliert) oder weniger human (= wenig sozial reguliert) sein – insoweit stimme ich Deinem Plädoyer für eine ‚humanere Marktwirtschaft‘ durchaus zu. Im Grunde jedoch ist dieses (marktwirtschaftliche) Finanz- und Wirtschaftssystem inhuman, da es weder menschen- noch naturfreundlich ist – und genau dies habe ich im ersten Teil meines Beitrags zu zeigen versucht.“ □

Termine

❖ Regionaltreffen des Bundes

Die nächsten Regionaltreffen finden in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, um 15 Uhr statt. Thema am 16. Mai 2020 wird sein: „Richard von Weizsäcker. Evangelischer Christ und politischer Denker. Vortrag zum 100. Geburtstag am 15. April 2020“. Referent ist Prof. Dr. Werner Zager, Präsident des *Bundes für Freies Christentum*. Weitere Termine der Stuttgarter Regionaltreffen sind der 18. Juli und der 17. Oktober 2020. Ein Regionaltreffen Ost findet am 16. Mai um 14.30 Uhr in Leipzig statt. □

Das Ewige

❖ Letztes Glaubensbekenntnis

Nebenstehendes Gedicht stammt aus der Feder von Dr. Dr. Joachim Schwarz, der lange Pfarrer in Stuttgart-Asemwald war – als Nachfolger von Dr. Andreas Rössler, dem ehemaligen Schriftleiter dieser Zeitschrift. Joachim Schwarz stammte aus Österreich. Sein Vater war ein zum Christentum bekehrter Jude, der noch vor dem Holocaust starb. Joachim studierte Jura und Theologie und promovierte in beiden Fächern. Zunächst lehrte er an zwei Universitäten, bevor er Studienleiter der Evangelischen Akademie Bad Boll wurde. Einen Ruf an die Universität Wien schlug er aus, um auf Einladung von Pfarrerin Christel Hildebrand, Mitglied des *Bundes für Freies Christentum*, Pfarrer am Ökumenischen Gemeindezentrum in Stuttgart-Asemwald zu werden, weil er unbedingt noch als Pfarrer arbeiten wollte. Hier hat er das zwischen drei Hochhäusern gelegene Gemeindezentrum um eine ökologische, weil heizungsfreie, Kapelle mit begrüntem Dach ergänzt. Bei seinen Predigten regte er immer wieder zum Nach- und Weiterdenken an. Im Ruhestand schrieb er mehrere kleine Bücher und erkrankte zuletzt an Parkinson. Joachim Schwarz starb am 11. Juli 2019. Bei seinem Trauergottesdienst wurde dieses Gedicht als sein letztes „Glaubensbekenntnis“ verlesen. Auf Bitte von Christel Hildebrand und mit Genehmigung der Witwe Rotraud Schwarz drucken wir das schöne Gedicht hier ab. □

DAS EWIGE

Das Ewige hat sich der Zeit anvertraut,
und die Ewigkeit wurde von der Zeit
mitgerissen.

Gott hat sich der Welt anvertraut,
und die Welt hat ihn verschlungen.
Um sich wiederzufinden,
suchte er Menschen.

Gott hat sich dem Wind anvertraut
und ließ sich über die Welt treiben.
Gott hat sich der Erde anvertraut
und hat sich in einem Samen verborgen.
Um offenbar zu werden,
verborg er sich.

Gott hat sich mir anvertraut,
um in mir zu keimen.
Mir hat er sich anvertraut,
um aus mir zu blühen.
Um sich zu finden,
hat Gott mich gefunden.

Joachim Schwarz



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis:

Jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Abonnement inklusive Tagungsband: 30 Euro.

Mitgliedsbeitrag:

für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 35 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift und der des Tagungsbands enthalten.

Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Bestellungen an:

Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum,
Felix-Dahn-Straße 39,

70597 Stuttgart;

Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags);

Fax 0711 / 7655619

Email: info@bund-freies-christentum.de

**PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027**

Versandstelle Freies Christentum:

Geschäftsstelle des

Bundes für Freies Christentum:

Felix-Dahn-Straße 39

70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,

IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37

BIC: ESSLDE66XXX.

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsstelle, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).